

### ›Deutsches Stadion‹

Den Entschluss zum Bau eines deutschen Olympiastadions fassten die Mitglieder des *Deutschen Reichsausschusses für Olympische Spiele (DRAfOS)* nach dem Besuch der Olympischen Zwischenspiele von 1906 in Athen.<sup>1136</sup> Der Ausschuss hatte sich nach den Olympischen Wettkämpfen in St. Louis (1904) gegründet.<sup>1137</sup> Begünstigt durch personelle Verknüpfungen des DRAfOS mit dem *Union-Club*, einem Pferdesportverein, der zu diesem Zeitpunkt plante, im Berliner Grunewald eine neue Rennbahn zu bauen, wurde beschlossen, beide Bauaufgaben miteinander zu kombinieren. Mit dem Bau der Rennbahn und des ersten deutschen Nationalstadions, des ›Deutschen Stadions‹,<sup>1138</sup> wurde Otto March beauftragt. Während die Pläne zur Rennbahn umgehend umgesetzt wurden, wurde das Olympiastadion erst in den Jahren 1912 und 1913 errichtet. Zusätzlich zur Kampfbahn verfügte der »Organismus des Stadions«<sup>1139</sup> über

»Räume für Saalsport (Turnen, Fechten, Reigenfahren usw., Ruhe- und Erfrischungsräume, Bäder und Brausen). Hier wie im Badhause am Schwimmbassin sind Räume für ärztliche Messungen und Untersuchungen der Wettkämpfer vorgesehen. [...] Für längeren Aufenthalt stehen den sich Uebenden 30–40 Betten in Einzelräumen der III.-Platz-Tribüne und in dem benachbarten großartigen Waldrestaurant der Rennbahn zur Verfügung«.<sup>1140</sup>

Otto March versenkte das innerhalb des Rennbahnkurses angelegte Bauwerk fast vollständig in den Boden, so dass der Blick von den Rennbahntribünen auf die Strecke frei blieb (Abb. 70 oben). Das Stadion bildete damit zwar das Zentrum der Anlage, war jedoch nahezu unsichtbar. Für die Zuschauer war es nur durch einen Tunnel zugänglich, der unter der Pferdebahn hindurchführte.

#### Der Architekt Otto March

Otto March (Abb. 63), der bereits in der Gemeinde- und in der Heimatschutzbewegung hervorgehobene Funktionen übernommen hatte, wurde bislang kaum im Zusammenhang des volkstumsorientierten Bauens betrachtet. Dies soll hier mit einem biografischen Einschub nachgeholt werden. Der Architekt des ›Deutschen Stadions‹ wurde am 7. Oktober 1845 als Sohn des Charlottenburger Tonwarenfabrikanten Ernst March (1798–1848) geboren. Aus der 1889 mit der Industrieellentochter Anna Maria Vorster (1863–1935)<sup>1141</sup> geschlossenen Ehe gingen vier Söhne hervor: die beiden Architekten Werner (1894–1976) und Walter (1898–1969) March, der Neurologe Hans (1895–1973) und Helmuth (1891–1917). »Wie ein Sohn aufgenommen« wurde zeitweise auch ein Neffe, der Architekt und Publizist Werner Hegemann (1881–1936).<sup>1142</sup> Nach Beendigung seiner Studien an der *Berliner Bauakademie* und dem *k. k. polytechnischen Institut in Wien* arbeitete Otto March zunächst zwei Jahre bei Heinrich von Ferstel (1828–1883). 1874 kehrte er nach Berlin zurück und übernahm eine Tätigkeit bei der Preußischen Ministerial- und Baukommission. Wiederum zwei Jahre später legte er erfolgreich die Prüfung zum Regierungsbauführer ab, 1878 wurde er Regierungsbaumeister. Im Jahr darauf war er bereits Mitgründer der *Vereinigung Berliner Architekten*. Seit 1880 als freier Architekt tätig, unternahm er verschiedene Auslandsreisen. 1894 wurde er Baurat und im Juli 1899 zum Mitglied der *Preußischen Akademie des Bauwesens* berufen. 1904 wurde er Geheimer

Baurat. Ab 1907 war er Mitglied des *Ausschusses für Groß-Berlin*; als »allseits geschätzte integrierende Persönlichkeit, die auch glänzend in der Gesellschaft und nicht zuletzt ›bei Hofe‹ verankert war«, <sup>1143</sup> übernahm er die Leitung der Kommission und war 1909 maßgeblicher Initiator des Wettbewerbs Groß-Berlin sowie der im nächsten Jahr folgenden Ausstellung. <sup>1144</sup>

Nicht zuletzt durch seine hervorragenden Kontakte zu Industriellenkreisen <sup>1145</sup> wurde er schon früh ein bevorzugter Architekt von Land- und Herrenhäusern, wobei ihm half, dass er von einer Englandreise im Jahr 1888 Anregungen mitgebracht hatte (Abb. 64–65). <sup>1146</sup> Auf diesem Gebiet konnte er sich auch in den Augen der Fachpresse profilieren, wie aus einer Besprechung der Architekturabteilung an der ›Großen Berliner Kunstausstellung‹ 1894 hervorgeht:

»Die Perlen aber sind unter den Wohnhäusern für eine Familie zu suchen. Was in dieser Beziehung Otto March in seinem Landhaus [Fritz Vorster; Anm. d. Verf.] bei Köln, in einer englischen Villa für den Grunewald, in dem Wohnhaus Lohe in Düsseldorf, in dem Umbau des Schlosses Mengelsdorff und namentlich in dem Haus Holtz in Eisenach [...] geleistet [hat], ist so vortrefflich und zeigt ein so frisches, erfreuliches und hoffnungsvolles Bild der Bestrebungen auf diesem Gebiete, dass wir von einer Ausbreitung der hier wirkenden Grundsätze auf andere Zweige der Architektur, wie wir sie schon vielfach warnehmen [sic!] können, nur das Beste hoffen dürfen. Ein grosser Theil dieses Erfolgs ist dem vertieften Zurückgehen auf alte Vorbilder zu danken.« <sup>1147</sup>

Darüber hinaus entwarf er unter anderem Geschäftshäuser, evangelische Kirchen und verschiedene Pferderennbahnen, etwa in Köln, Mannheim und Breslau. <sup>1148</sup> Als sein bedeutendstes Bauwerk gilt bis heute jedoch das (nicht erhaltene) ›Deutsche Stadion‹, dessen Einweihung 1913 er allerdings nicht mehr erlebte.

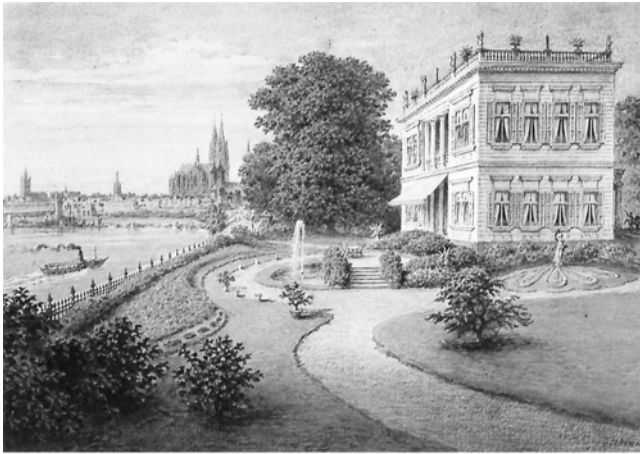
Abb. 63 Otto March (1845–1913), Architekt des ersten deutschen Olympiastadions in Berlin.

Volkstumsaktivist und Unterzeichner der ›Antisemitenpetition‹ 1880

Abb. 64 Otto March, ›Heinenhof‹, Villa Carl von Siemens, Potsdam



Abb. 65 ›Villa Thürmchen‹, Besitzer: Simon A. Oppenheim, Köln-Riehl. Holzgebäude im Stil einer florentinischen Villa, um 1880 (oben); Umbau der Villa durch Otto March (unten)



#### March und das ›deutsche Volkstum‹

Aufgrund seiner Aktivitäten, Netzwerke und Publikationen lässt sich Otto March zu den aktiveren Vertretern des Volkstumsnationalismus rechnen. Er gehörte zur Generation Ernst Rudorffs und machte sich wie dieser offenbar schon früh die antisemitische Überzeugung zu eigen, die von einer Dichotomie von ›germanischem‹ und ›jüdischem‹ ›Volksg Geist‹ ausging. Als Erstunterzeichner der sogenannten ›Antisemitenpetition‹,<sup>1149</sup> in der eine Einschränkung der Bürgerrechte für jüdische Bürger gefordert wurde, beteiligte er sich 1880 wesentlich exponierter als Rudorff am ›Berliner Antisemitismusstreit‹.<sup>1150</sup> March exponierte sich auch an anderer Stelle für die deutsche Volkstums-

pflege. So unterstützte er das *Germanische Nationalmuseum* und trat 1898 dessen Berliner Pflieger-Kollegium bei, das die »Idee eines Nationalmuseums in ganz Deutschland«<sup>1151</sup> verbreiten sollte. Auch für die »Germanisierung« der deutschen Sprache engagierte er sich: Als 1894 die Sprachpuristen vom krisengeschüttelten *Allgemeinen deutschen Sprachverein* einen Wettbewerb für eine Spruchtafel gegen den Gebrauch von Fremdwörtern auslobten, stellte er sich als Preisrichter zur Verfügung. Die Gründung des volkstümelnden und latent antisemitischen *Werdandibundes* unterstützte er ebenso;<sup>1152</sup> auch dort beteiligte sich March am Kampf um die »deutsche Schrift«. Er leistete wie die Heimatschützer Ernst Rudorff, Bruno Schmitz, Wolzogen und Karl Hinckeldeyn einen Beitrag in Friedrich Seeßelbergs (1861–1956) *Werdandi-Themenheft Den Gegnern der deutschen Schrift eine deutsche Antwort*, das anlässlich einer Reichstagsdebatte zum Schriftstreit Fraktur versus Antiqua erschien und sich gegen die Antiqua richtete. Der Protest war erfolgreich: Die als »undeutsch« diskreditierte Antiqua wurde nicht eingeführt.<sup>1153</sup>

Gleich mehrere Artikel<sup>1154</sup> und Rezensionen veröffentlichte Otto March in der *Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart*<sup>1155</sup> seines Freundes<sup>1156</sup> und »Nachbarn«<sup>1157</sup> Julius Lohmeyer (1834–1903),<sup>1158</sup> der mit dieser Zeitschrift unter anderem die »Popularisierung nationaler Kunst und Kultur« beabsichtigte.<sup>1159</sup> Die *Deutsche Monatsschrift* war ebenfalls dem volkstumsorientierten Milieu zuzurechnen; auch in antisemitischen Kreisen genoss sie Wertschätzung. Friedrich Lange (1852–1917), eine zentrale Figur der völkischen Bewegung,<sup>1160</sup> zählte sie in seinem programmatischen Buch *Reines Deutschtum*<sup>1161</sup> zu den Zeitschriften, die »ohne jüdische Verschleierung und Trübung« berichten würden.<sup>1162</sup> Lobende Erwähnung fand die *Monatsschrift* auch in Hans Meyers *Volkstumsschrift*:

»Gegen diese schweren Bedrohungen ist eine Flut von Schriften zur Weckung und Stärkung des Deutschtums erstanden. Ich nenne außer den Zeitschriften Julius Lohmeyers und des Grafen Hoensbroech nur das bedeutendste Werk dieser Art: »Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts« von Houston Stewart Chamberlain, dem deutsch fühlenden und deutsch denkenden Mann mit dem fremdländischen Namen, wie es auch Paul de Lagarde gewesen ist. Diese Schriften haben vielen Seiten des deutschen Volkstums zu klarerer Erkenntnis und besserer Würdigung verholfen.«<sup>1163</sup>

Zu den Beiträgern gehörten der Vorsitzende der *Gobineau-Vereinigung* Ludwig Schemmann (1852–1939),<sup>1164</sup> Eduard von Liebert (1850–1934),<sup>1165</sup> der Mitbegründer und Vorsitzende des *Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie* und Mitglied des *Flottenvereins*,<sup>1166</sup> sowie der »Marinepropagandist«<sup>1167</sup> Georg Wislicenus (1858–1927). Auch der radikale Antisemit Adolf Bartels steuerte regelmäßig Artikel bei. Das *Bund Heimat-schutz*-Gründungsmitglied Carl Johannes Fuchs berichtete im Oktober 1904 in der *Monatsschrift* über Entstehung und Ziele des Bundes.<sup>1168</sup>

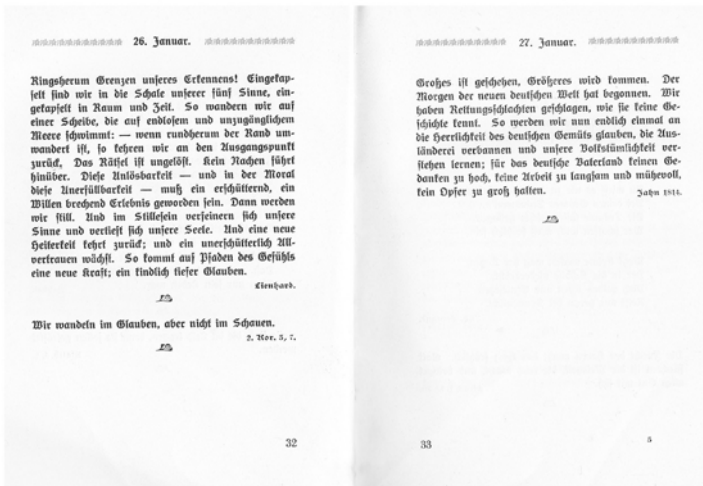
In Architektenkreisen trug March zur Popularisierung des in der Heimatbewegung vielrezipierten Julius Langbehn bei, indem er eine ausgesprochen positive Rezension zu dessen Schrift *Rembrandt als Erzieher* im *Zentralblatt der Bauverwaltung* veröffentlichte.<sup>1169</sup> March pries Langbehn in dem staatlichen Blatt als Autor, der einen Weg »zu der erhofften nationalen Bau- und Formenkunst« weise.<sup>1170</sup> Der Überschwang Marchs verwundert, denn Langbehn äußerte sich in der Schrift zwar zu allgemein künstlerischen, aber kaum zu architektonischen Fragen, vorrangig war sie ein politisches Ma-

nifest und betrieb eine antidemokratisch und antisemitisch ausgerichtete Ethnisierung der Politik. Die »Macht des Blutes«, schrieb Langbehn dort, sei »stärker als Alles«. <sup>1171</sup> Der »reine« Deutsche sei – so Langbehn – nicht demokratisch, sondern aristokratisch gesinnt. Die liberale und demokratische *Fortschrittspartei* bezichtigte er dagegen, »undeutsch« zu sein, weil sie »zuviel fremdes politisches Blut in sich« habe. Das »fremde politische Blut«, das die *Fortschrittspartei* vom »arisch-aristokratischen« Weg abbringe, floss für Langbehn vor allem aus slawischen, französischen und jüdischen Quellen. Auch die Ablehnung, die die *Fortschrittspartei* der Germanisierungspolitik in den Ostprovinzen entgegenbrachte, erklärte er damit, dass der Gegensatz »mehr ein solcher des Bluts als der Überzeugung« sei. <sup>1172</sup> In *Rembrandt als Erzieher* vermengte sich das Antidemokratische mit dem Antisemitischen zu einem demagogischen Gewirr. Zwar habe Spinoza (1632–1677), ein Philosoph jüdischer Herkunft, noch einen Rembrandt (1606–1669) beeinflussen können, doch die »modernen, d. h., plebejischen Juden« seien »demokratisch gesinnt; es zieht sie gern zum Pöbel; sie sympathisieren überall mit der Fäulniß«. <sup>1173</sup> Von Wortreihen wie dieser – in der sich »moderne Juden« scheinbar wie von selbst mit »Demokratie«, »Pöbel« und »Fäulnis« verbinden – war es nicht weit zur Behauptung, dass sich Deutschland der Juden zu »erwehren« habe, sie seien – wie Langbehn schrieb – »Gift für uns; und müssen als solches behandelt werden«. <sup>1174</sup> Bezeichnenderweise besprach March erst die 13. Auflage des Buches, in der Langbehn die antisemitische Tonlage unter anderem mit der obigen – »Gift«-Passage deutlich verschärft hatte. <sup>1175</sup> Otto March, der bereits 1880 in der ersten Reihe der Antisemiten stand, zeigte mit seiner Rezension, dass er offenbar noch zehn Jahre später das rasseorientierte Weltbild teilte. Wiederum zehn Jahre später rechnete Houston Stewart Chamberlain (1855–1927), der den Rassediskurs nach 1900 maßgeblich mitprägte, Otto March zu einem der »Unsrigen«. <sup>1176</sup> Charakteristisch für den bürgerlichen Antisemitismus der Kaiserzeit war es, dass March sich nach seinem exponierten Eintreten für die »Antisemitenpetition« anscheinend nicht mehr offen judenfeindlich äußerte. Stattdessen betonte er einerseits das Deutschtum und bediente andererseits antijüdische Ressentiments indirekt, indem er beispielsweise mit seiner Langbehn-Rezension für ein Buch warb, das zu den prägenden antisemitischen Werken der völkischen Bewegung gehörte.

Das Engagement für die Volkstumsidee scheint in Marchs Familienkreis quasi-religiös verankert gewesen zu sein. Seine Frau Maria verfasste für die Kinder eine Art Bekenntnisbuch deutschen Glaubens mit dem Titel *Gedanken sind Kräfte*, das sie überdies für ein breiteres Publikum im Eigenverlag veröffentlichte und mehrfach neu auflegte. Die *Gedanken* waren kalendarisch geordnet und montierten ausgewählte Bibelsprüche mit Zitaten von Autoren, die sich – wie Arthur Bonus, Chamberlain, Paul de Lagarde, Karl Jatho, Adolf von Harnack oder Wolzogen – mehr oder minder intensiv am Projekt der »Germanisierung des Christentums« beteiligten: Die »in wirkungsgeschichtlicher Hinsicht« bedeutendsten »Propheten« der völkischen Religion <sup>1177</sup> waren fast vollzählig versammelt. Hinzu kamen Aussprüche deutscher Helden und Heldendichter wie Emanuel Geibel (1815–1884), Heinrich von Treitschke oder Otto von Bismarck, von deutschen Mystikern und Romantikern; als ausländische Autoren waren die auch in völkischen Kreisen vielgelesenen Thomas Carlyle (1795–1881), Ralph Waldo Emerson (1803–1882) und Frederick William Robertson (1816–1853) vertreten (Abb. 66). <sup>1178</sup>



Abb. 66 »Der Morgen der neuen deutschen Welt hat begonnen. (...) So werden wir nun endlich einmal an die Herrlichkeit des deutschen Gemüts glauben, die Ausländerei verbannen und unsere Volkstümlichkeit verstehen lernen«. Erbauungssprüche von Friedrich Ludwig Jahn und Friedrich Lienhard in Maria March, »Gedanken sind Kräfte«, 1911



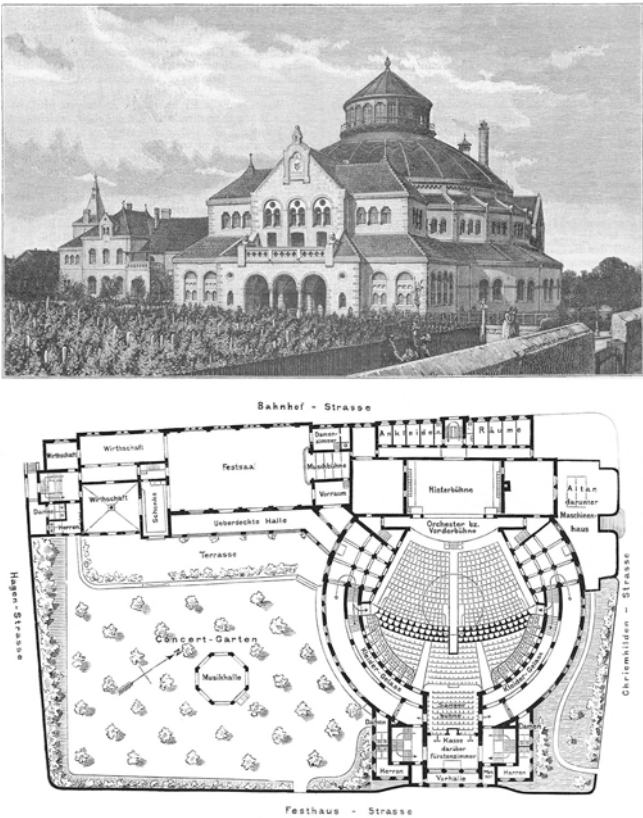
Die genaueren Umstände, die zur Beauftragung Otto Marchs mit dem Bau des ›Deutschen Stadions‹ führten, sind nicht bekannt. In der Regel wird davon ausgegangen, dass der bekannte Rennbahnarchitekt in erster Linie für den Bau des Hippodroms engagiert worden sei und das Stadion ›nebenbei‹ mit entworfen habe.<sup>1179</sup> Ein Artikel des Architekturjournalisten und Heimatschützers Hans Schliepmann (1855–1929)<sup>1180</sup> über March rückt jedoch einen anderen Aspekt in den Fokus:

»Aus englischen Eindrücken mag ihm die Überzeugung gekommen sein, daß ein vernünftiges, von Fexerei freies sportliches Leben außer körperlicher Gesundung auch das völkische Gemeinschaftsgefühl außerordentlich zu fördern vermag. So interessierte March sich ungemein für die Schaffung eines großen Stadions bei Berlin, und so wurde er mit den Bauten für die Rennbahn im Grunewald beauftragt.«<sup>1181</sup>

Schliepmann bringt Marchs Beauftragung für das Sportstadion nicht allein mit dessen Erfahrung mit der Errichtung von Rennbahnen in Verbindung, sondern ebenso wegen des schon länger gehegten Interesses an Bauten, die das »völkische Gemeinschaftsgefühl«<sup>1182</sup> fördern. Volkstum und Volksgemeinschaft zählten offenbar zu den Leitthemen des architektonischen Werkes von Otto March. Dies zeigt sich nicht nur in seinem Engagement für die Gemeinde- und Heimatschutzbewegung oder in seinen Publikationen. Auch sein Engagement für das Wormser Festspielhaus, das ihm den Ruf eines Avantgarde-Architekten einbrachte, ist unter diesem Aspekt zu sehen (Abb. 67). Das Theater war das Produkt einer Zusammenarbeit mit seinem Freund, dem Autor Hans Herrig (1845–1892),<sup>1183</sup> und dem Wormser Fabrikanten Friedrich von Schoen

(1849–1941), einem Freund und Förderer der Familie von Richard Wagner. March plante das Festspielhaus 1887 im Auftrag von Schoen als ›Volkstheater‹.<sup>1184</sup> Dieses zeichne sich – so Herrig, der sich intensiv mit der Volkstheateridee beschäftigt hatte – dadurch aus, dass es »volkstümlich im Kerne, künstlerisch in [seinem] Werthe und religiös in [seinem] höchsten Ausdruck« sei.<sup>1185</sup> Religiös war hier im Wagner'schen Sinn als nationalreligiös zu verstehen. Eingeweiht wurde die Bühne mit dem von Herrig verfassten programmatischen Stück: »Drei Jahrhunderte am Rhein. Schauspiel für die Volksbühne« (1889). Das Projekt brachte prompten Beifall aus Bayreuth ein. Richard Wagners Schwiegersohn, der Rassentheoretiker Houston Stewart Chamberlain, schrieb: »Das berühmte Wormser Volkstheater erwähne ich darum zuletzt, weil es das Werk Zweier der ›Unrigen‹ ist, des Herrn Friedrich Schön und des Baurathes Otto March«.<sup>1186</sup> Bei March liefen insofern zwei nationalreligiöse Linien zusammen. Einerseits durchdrang er mit dem Gemeindehauskonzept das Christentum mit dem Volkstumsgedanken, andererseits entwarf er eigentliche Profanbauten wie das Volkstheater in Worms und das ›Deutsche Stadion‹ als Kultbauten für das »völkische Gemeinschaftsgefühl« (Schliepmann).

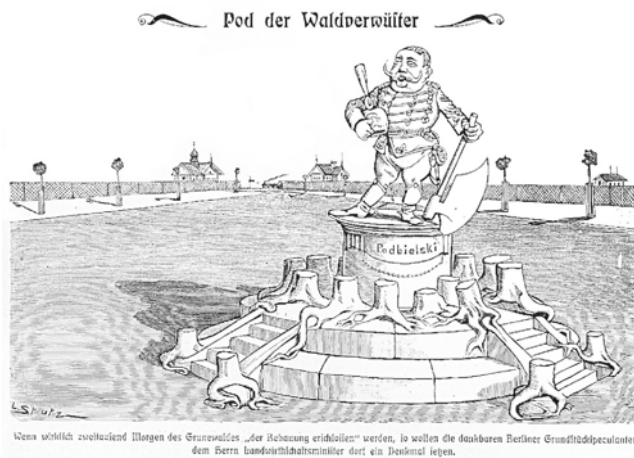
Abb. 67 Otto March, Volksbühne Worms, Städtisches Volkstheater und Festhaus, Worms, 1888–1889. Ansicht (oben) und Grundriss (unten)



## Volkstumsarchitektur

Das Baugrundstück lag im Grunewald innerhalb eines Jagdreviers der preußischen Könige. Doch als das Gelände häufiger durch erholungssuchende Städter gestört wurde, verlor es für das Königshaus an Attraktivität und die Jagd wurde in die Döberitzer Heide verlegt. Just als Rudorff 1897 in seinem »Heimatschutz«-Artikel den Schutz der deutschen Landschaft forderte, stellte der schlesische Graf Mortimer Tschirschky-Renard (ein Mitglied der *Freikonservativen Partei*) im Preußischen Herrenhaus den Antrag, aus dem Grunewald einen staatlichen »Urwald« zu machen, was allerdings abgelehnt wurde. Stattdessen begann die Regierung, trotz Protesten in der Berliner Bevölkerung, die Flächen in Bauland umzuwandeln (Abb. 68). Der Vorsitzende des Berliner Rennsportvereins *Union-Club* Victor von Podbielski (1844–1916) genehmigte in seiner Funktion als Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten<sup>1187</sup> seinem Verein den Bau der neuen Rennbahn im Grunewald.<sup>1188</sup> Am 23. Februar 1907 wurde ein für den Club<sup>1189</sup> sehr vorteilhafter Pachtvertrag für rund siebenzig Hektar auf dreißig Jahre geschlossen. Eine Bedingung war jedoch, dass »das Gelände auch »allgemeinen sportlichen Zwecken« dienen sollte«.<sup>1190</sup> Auch der Heimat- und Naturschützer Wilhelm Wetekamp (1859–1945), der sich an den Protesten zunächst beteiligt hatte, befürwortete schließlich die Errichtung der Sportanlage im Grunewald – aus sozialpolitischen Gründen, die auch beim Heimatschutz Vorrang hatten.

Abb. 68 »Pod der Waldverwüster«, 1904 – Eine Karikatur, die sich gegen die Umwandlung des Grunewalds in Bauland durch Minister Victor von Podbielski wendet

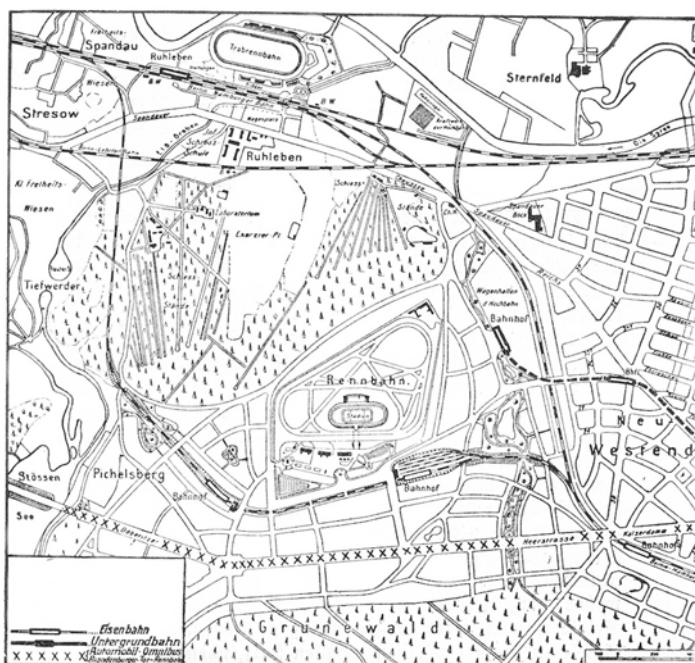


Nachdem alle Versuche des reichen *Union-Clubs*, bei Kommunen und Städten Geld einzuwerben, gescheitert waren, akquirierte der Verein schließlich sämtliche Gelder für die Baukosten des »Deutschen Stadions« – 2 1/4 Millionen – bei seinen Mitgliedern.<sup>1191</sup> Baubeginn war im November 1912; bereits am 8. Juni 1913 konnte das Stadion nach nur sieben Monaten Bauzeit offiziell eröffnet werden. Die Lage des Nationalstadions ent-



sprach sowohl der Anforderung, dass die neuen »Nationalheiligtümer« in landschaftlich schön gelegenen Orten errichtet werden sollten (Abb. 69), als auch der Einsicht, dass es aus Gründen der Erreichbarkeit zweckmäßiger sei, Anlagen dieser Art im Einzugsbereich großer Städte anzusiedeln. Der besondere »nationale« Genius loci, der zu einer solchen Anlage gehörte, wurde in einer Werbeschrift für den Stadionbau schnell erfunden. Da der märkische Kiefernwald hier ein angeblich »echt deutsches Gepräge«<sup>1192</sup> trage, avancierte die Landschaft selbst zum vaterländischen Bedeutungsträger für das »deutsche Olympia«,<sup>1193</sup> in dem »der schöne, starke Deutsche auch in den Augen des internationalen Publikums wieder zu dem Ruf seiner germanischen Altvordern« gelangen würde.<sup>1194</sup>

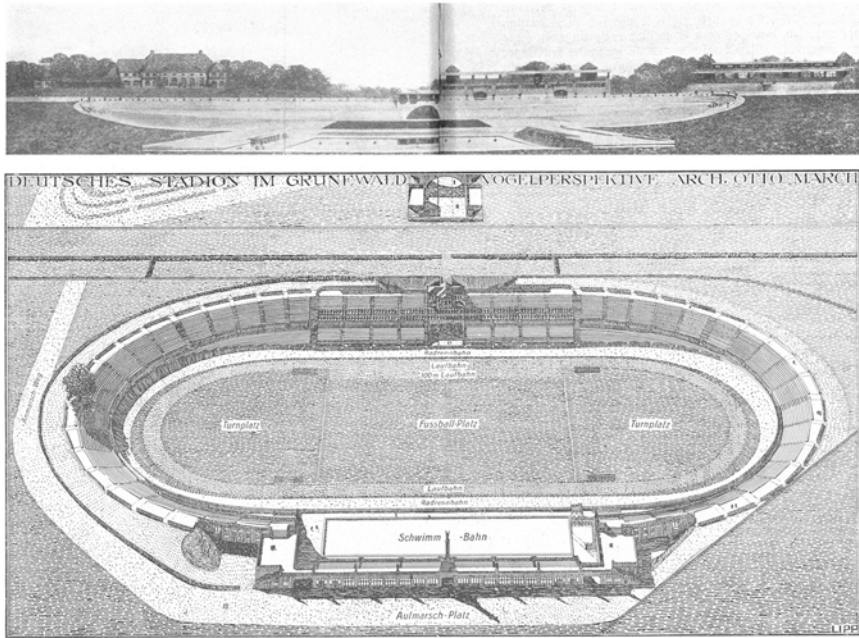
Abb. 69 Der Verkehrsplan von 1909 betont die Lage mitten im Grunewald. Das Gebiet südlich der Heerstraße ist noch heute überwiegend Waldgebiet



Der Stadionbau machte auf seine Zeitgenossen einen ziemlich modernen Eindruck, wie eine Besprechung aus dem Jahre 1913 in der *Deutschen Kunst und Dekoration* nahelegt:

»Im übrigen ist die Wirkung der Anlage auf das Ungeheure der Abmessungen gestellt; die nackte Großheit der Spannung, die nüchterne Reihung der endlosen Tribünen reichen hin, um ein ungewöhnliches Raumgefühl zu wecken. Was man sieht, aus Beton mit kalter Strenge konstruiert, ist nur ein Abstraktum; man weiß, daß erst die strömenden Menschengaren in diese Abgrenzungen das Leben bringen werden. Gerade darum bewundert man den Architekten, der restlos auf allen gekünstelten Überfluß

Abb. 70 Otto March, »Deutsches Stadion«. Der Schnitt (oben) zeigt, dass das Stadion bis auf den Kaiserpavillon ebenerdig abschließt. Im Hintergrund die Tribünenbauten der Rennbahn Grunewald. Auf der Axonometrie (unten) ist die Kanzel mit der Eiche (links) deutlich zu erkennen



verzichtete, um seinen Auftraggebern, den Massen des Volkes, ein Gefäß und zugleich einen pathetischen Ausdruck zu schaffen.«<sup>1195</sup>

Allerdings verzichtete das Bauwerk trotz seiner puristischen Ästhetik nicht auf inhaltliche architektonische Bezüge. In die Gestaltung der Schwimmbadbauten und des Kaiserpavillons integrierte March klassizistische Elemente (Abb. 71). Auch das Figurenprogramm bediente sich zum Teil aus der griechischen Götterwelt. In seiner Langbehn-Rezension hatte March dessen Behauptung zitiert, die »deutsche Wiedergeburt«<sup>1196</sup> müsse von der »deutschen Kindernatur«<sup>1197</sup> und deren Hauptfaktoren »Christentum und Griechentum«<sup>1198</sup> ausgehen (beide »Hauptfaktoren« waren bei Langbehn arischen Ursprungs und korrespondierten in der zitierten Passage mit einem »körperlichen Aristokratismus«, <sup>1199</sup> wodurch sie sich entsprechend auch für einen Stadionbau anboten). Womöglich versuchte March, aus der zweckmäßigen und heroisierenden Neuinterpretation des antiken Amphitheaters und einzelner klassizistischer Elemente sowie zeitgenössischer Elemente, unter anderem aus dem Kirchenbau, einen modernen deutschen Bau zu generieren, der – natürlich, schlicht, zweckmäßig und ohne »gekünstelten Überfluß« – bis zum Eindruck eines »aus Beton mit kalter Strenge« konstruierten »Abstraktum[s]« führe.<sup>1200</sup> Es ging ihm offensichtlich darum, einen »pathetischen Ausdruck«<sup>1201</sup> zu schaffen, indem er aus einem »vertiefteren Studium der Gründe, aus welchen die Alten, ihrer Zeit und ihrer künstlerischen Persönlichkeit

Genüge tuend, zu ihrer Formgebung gelangen«, <sup>1202</sup> eine moderne Formensprache »im Sinne der Schlichtheit« <sup>1203</sup> generierte. Insofern scheint ein früher noch tastender Entwurf der ins Neoklassizistische gehenden Sachlichkeit der Heimatschutzarchitektur vorzuliegen, der zu einer neuen volkstumsorientierten Architektursprache gelangen wollte, indem er verschiedene Elemente neu interpretierte, synthetisierte und funktional ausdifferenzierte.

*Abb. 71 Otto March, »Deutsches Stadion«, oben: Kaiserpavillon, Einmarsch der Turner mit Landesfahne, Illustration der Eröffnung am 8. Juni 1913; unten: Schwimmstadion mit der Siegesgöttin (Ludwig Cauer) und der Neptun-Gruppe (Walter Schmarje)*



Im Gegensatz zum Neoklassizismus des Stadions stehen aus heutiger Perspektive die im Landhausstil gehaltenen Tribünenbauten der Rennbahn und des Waldrestaurants (Abb. 72). Die Kombination der verschiedenen Stile brachte dem Ensemble das Urteil einer »den Repräsentationsbedürfnissen des 19. Jahrhunderts verhafte-

ten Inszenierungsarchitektur [ein], die erprobte Versatzstücke der abendländischen Baugeschichte in eklektizistischer Aneignung in einen neuen Sinnzusammenhang« gestellt habe.<sup>1204</sup> Der Sinnzusammenhang dieses Eklektizismus erschloss sich aus der zeitgenössischen Volkstumstheorie.

Abb. 72 Otto March, Rennbahn Grunewald. Tribünenbauten u. Kaiserpavillon (oben); Restaurant ›Waldhaus‹ (unten)



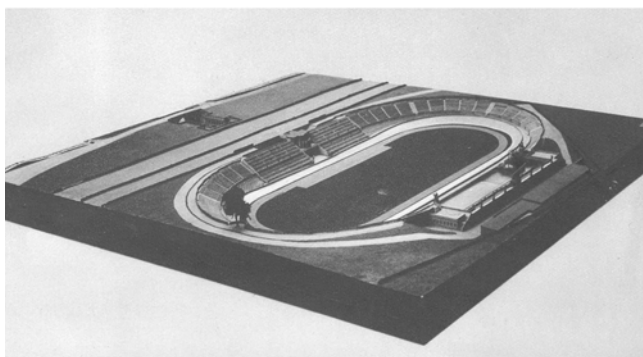
### Raumstruktur

Die bis zur Errichtung des Berliner Olympiastadions entwickelte Bautypologie des Nationalstadions, die die Sportstätte einem Ort der nationalen Verehrung ›weihte‹, legt nahe, dass auch diesmal ein solches Element eingeplant wurde. Tatsächlich war an ausgesprochen prominenter Stelle im Stadionrund ein Nationalsymbol platziert. Am Scheitelpunkt der Westkurve stand eine Eiche (Abb. 70 unten u. 73).

Die vielen Bezüge der Eiche zum ›Deutschtum‹ sind kaum zu beziffern.<sup>1205</sup> Es seien nur drei genannt, die in Beziehung zu schon genannten Personen und Ereignissen standen: Bereits in der ›liturgischen‹ Hauptachse der ›Walhalla‹ Leo von Klenzes öffnete ein Fenster den Blick auf einen als deutsch-germanisches Symbol verstandenen Eichenwald;<sup>1206</sup> Karl Bernhard Hundeshagen war Mitglied in dem 1850 gegründeten *Verein für deutsche Reinsprache*, dessen Zeitschrift *Die deutsche Eiche* in ihrem ersten Heft



Abb. 73 Otto March, ›Deutsches Stadion‹. Die Eiche galt als »Wahrzeichen des Deutschen Stadions«. Kanzel der Eiche, um 1925 (oben); die prominent platzierte Eiche beherrschte das Stadionrund, Modell 1926 (unten)



schrrieb, die »deutsche Eiche« sei »von jeher ein Sinnbild deutscher Stärke, Kraft und deutschen Sinnes«;<sup>1207</sup> Ernst Rudorff sah in seinem »Moderne«-Aufsatz das ›deutsche Wesen‹ in »Wodans heilige[n] Eichenhaine[n]«<sup>1208</sup> beheimatet.

Nach Alings ging die Tendenz im Nationaldenkmalbau des Kaiserreichs dahin, die Nation zunehmend in diffuser Weise als völkischen Verbund darzustellen.<sup>1209</sup> Ein treffenderes Symbol als die Eiche lässt sich im Hinblick auf eine solche Entwicklung kaum vorstellen. Die Eiche war zwar eindeutig als ›deutsch‹ konnotiert, darüber hinaus war sie jedoch sehr wenig spezifiziert und bot viele Deutungsmöglichkeiten. Sie symbolisierte das ›deutsche Volkstum‹ in seiner ›natürlichsten‹ Weise. Mit der allumfassenden Darstellung der Nation fügte sich die Eichenkanzel in die allgemeine Entwicklung der Baugattung ein. Zudem stand sie nicht außerhalb des Geschehens. Die Kanzel war direkt in das Stadionrund als Zeichen der Volksgemeinschaft integriert und bildete mit



ihm eine Einheit. Für March, der mit seinen Gemeinschaftsbauten ein »Zusammengehörigkeitsgefühl auf idealem Boden«<sup>1210</sup> anstrebte, um »gesellschaftliche Scheidewände zu beseitigen«,<sup>1211</sup> war sie daher ein vortreffliches Symbol.

Ein Vergleich der Raumstruktur des Stadions mit Marchs Überlegungen zum Kirchenbau verdichtet den Eindruck bewusst eingeplanter Parallelen. Die räumliche Beziehung zwischen dem Allerheiligsten und dem Ort der Gemeinschaft entsprach Marchs Vorstellungen von der Idealstruktur des Kirchenraums. Er legte Wert darauf, dass die Blicke der Gläubigen »frei zu den Kultusstätten schweifen«<sup>1212</sup> konnten – die Eiche als Kultsymbol war in ihrer Kanzel in dieser Hinsicht sicherlich optimal positioniert. Auch die Entscheidung, ob das Stadion u-förmig – wie bei den Spielen in Olympia, Athen (1896/1906) und Stockholm (1912) – oder als geschlossenes Oval – wie in London (1908) – errichtet werden sollte, dürfte March nicht schwergefallen sein. Zur Erzeugung des gewünschten »Gemeindegefühls« schien ihm schon in seinen Schriften zum Sakralbau »eine radiale Anordnung der Sitzreihen von ausschlaggebender Wirkung«.<sup>1213</sup>

#### Kult des Nationalen

Doch nicht nur typologisch oder von der Raumstruktur her lässt sich das Nationalstadion als Sakralgebäude interpretieren. Auch die sportliche Nutzung stellte March in seiner 1911 anlässlich des Kaisergeburtstags gehaltenen Festrede »Die Beziehungen festlicher Kampfspiele zur Kunst« explizit in einen nationalreligiösen Zusammenhang, indem er an die Ursprünge der Spiele im griechischen Kult erinnerte:

»Das griechische Volk blickte mit Stolz auf solche echt volkstümlichen Leistungen, mit deren Schätzung es sein eigenes Spiegelbild beurteilte. Schönheit und Kraft waren ihm Attribute der Götter und bei seinen religiösen Festen, deren Mittelpunkt die öffentlichen Spiele waren, brachte es die menschliche Schönheit den Göttern als Opfer und Weihgeschenk dar.«<sup>1214</sup>

Das Opfer dieses Kults bestand nach March darin, dass die Athleten den Göttern ein Schauspiel ihrer Kraft und Schönheit darboten. In dieser Darstellung überlagerte sich Jahns Seinsmodell des »Schauspiels der Völker« mit den antiken Olympischen Wettkämpfen. In einer weiteren Passage überblendete March, der sich explizit auf Jahns *Deutsches Volkstum* bezog,<sup>1215</sup> die kriegerischen Kulte der Antike mit einer Erzählung aus dem Volkstumsrepertoire:

»Die Lebensführung der Völker, zumeist ein dauernder Verteidigungszustand, erforderte damals ständige Kampfbereitschaft und überließ den Kriegerinnen mit der ihnen damit eingeräumten ersten gesellschaftlichen Rangstellung auch die Pflege der ersten bescheidenen Kulturanfänge, die sich in urwüchsigen Waffentänzen äußerten. In solchem Zusammenhange erinnern wir uns denn auch gern des Zeugnisses eines Römers über unsere Vorfahren, einer Beschreibung des Tacitus in der Germania, der die Schilderung der bei festlichen Zusammenkünften üblichen kühnen Tänze, die nackte Jünglinge zwischen aufgepflanzten Schwertern und Lanzen aufzuführen pflegten, mit der feinen Bemerkung begleitet, daß es hierbei Übung zur Kunst und die Kunst zur sittlichen Anmut brachte.«<sup>1216</sup>

Wie selbstverständlich ließ March die Kulte des griechischen ›Urvolks‹ via Tacitus' *Germania* in die des germanischen übergehen. Bei dieser Synthese konnte er sich durch Langbehn gestützt fühlen, der bereits das Griechische, Germanische und Arische miteinander verbunden hatte: »Krieg und Kunst« ist eine griechische eine deutsche eine arische Losung«, schrieb dieser in seinem *Rembrandt*-Buch.<sup>1217</sup>

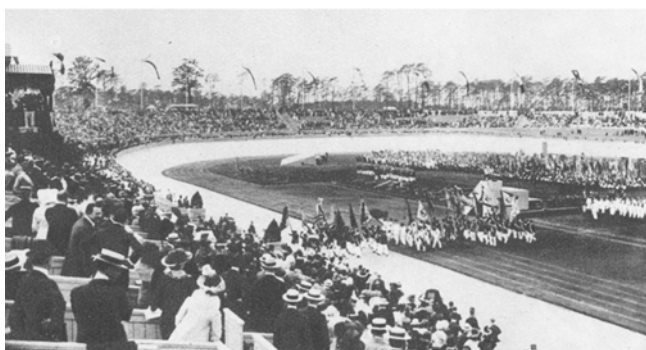
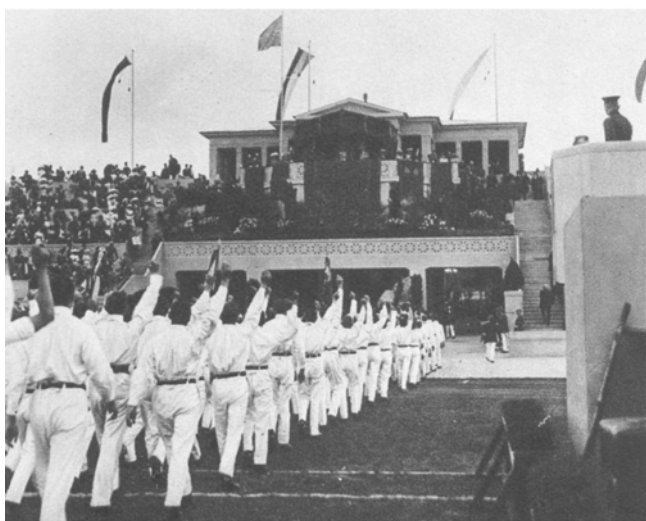
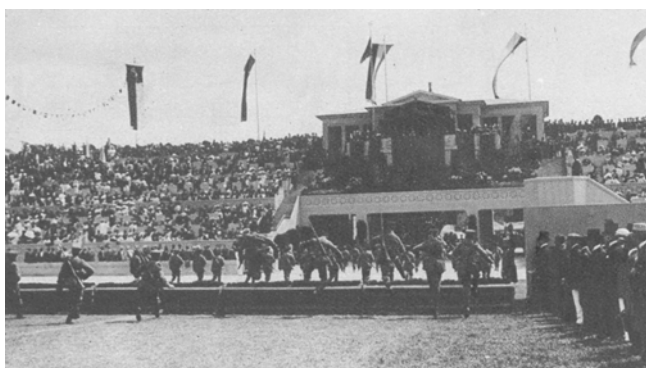
›Volkstumspflege‹ bedeutete unter diesen Umständen die Veranstaltung von Sportübungen, die zugleich militärische Bedeutung hatten, in einem kultischen Rahmen. Die kriegereische Auseinandersetzung erschien in dieser Betrachtungsweise als Fortsetzung des Sports mit anderen Mitteln – eine Verbindung, die in der Antike bereits vorhanden war: »Wettkampf und Krieg« – so Gunter Gebauer – »gehören in der griechischen Antike zu demselben agonalen Handlungsspektrum; zwischen beiden besteht kein grundlegender Unterschied«.<sup>1218</sup> Tatsächlich besaß der Krieg für March auch positive Seiten im Hinblick auf seine nationalisierende Wirkung. »Aber der Krieg« – schrieb er – »hat auch seine ideale Seite. Seine sittliche Majestät besteht in der Hingabe des eigenen Ichs für eine große vaterländische Idee«.<sup>1219</sup> Die »wilde[] Arbeit des Kriegs«<sup>1220</sup> wurde zum religiösen Wahrheitsmoment stilisiert, in dem das Kultopfer nicht mehr nur symbolischer Art war. Diese oder ähnliche Ansichten äußerten auch andere führende Heimatschützer wie Paul Schultze-Naumburg, Robert Mielke, Werner Lindner und Friedrich Hoßfeld (1879–1972). Hoßfeld erwartete im *Zentralblatt der Bauverwaltung* vom Ersten Weltkrieg »nicht zuletzt eine starke innere Läuterung und Veredlung unseres Volkstums«.<sup>1221</sup> »Krieg« – so Uwe Puschner – zählte »gemeinhin zu den sogenannten völkischen Hochzielen«.<sup>1222</sup> Der Krieg war für einen Volkstumsnationalisten, der sich permanent in einem Ratzel'schen Kampf um den Erhalt des Volkstums wähnte, das Wahrheitserlebnis schlechthin, selbst wenn er ihn aus rassehygienischen oder anderen Gründen ablehnte. Den Absichten des Kaisers, an dessen Geburtstag 1911 March die oben erwähnte Festrede in der *Preußischen Akademie der Künste* gehalten hatte, kam die diskursive Integration von Sport und Krieg jedenfalls entgegen.

Eine Kultstätte dient jedoch nicht nur der Verehrung eines Heiligtums, sondern auch der Vergewisserung der sozialen Ordnung. In dieser Hinsicht bot das ›Deutsche Stadion‹ durch seine Anlage und die Gestaltung der Feierlichkeiten ein Abbild der kaiserlichen Ordnung. Die Plätze waren aufgeteilt auf Ränge und Logen. Auch die Logenplätze waren abgestuft. Besonders die Stellung des Kaisers, der den Baufortschritt aufmerksam verfolgte,<sup>1223</sup> war durch die Anordnung der Kaiserloge hervorgehoben. Ihre Position wurde betont durch die Beziehung zu den sakralen Elementen. Außer dem Pavillon der Kaiserloge überragten lediglich die Eiche und die auf einer Säule stehende antike Siegesgöttin das Bodenniveau – also zwei Symbole, die das Deutschtum und die Antike repräsentierten, deren Synthese die deutsche Wiedergeburt ästhetisieren sollte.

Das Soziale wurde im Kult nicht nur durch die architektonische Anordnung bestimmt. Ein ebenso wichtiges Element bildeten die Veranstaltungen und Feiern. Auch dieser Aspekt war im Entwurf berücksichtigt. Er sah Extraeingänge mit einem vorgelagerten Aufmarschplatz für die Versammlung und Gruppierung größerer Menschenmengen vor. Bei der Stadionweihe war die Reihenfolge des Einmarschs effektiv inszeniert. Zur Eröffnungsfeier 1913 (Abb. 74), die am Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht zum 25. Jahrestag der Thronbesteigung Wilhelms II. erfolgte, bildete

der *Jungdeutschlandbund*, der zur Militarisation der Jugend gegründet worden war, den Abschluss.

Abb. 74 »Deutsches Stadion«. Stadioneröffnung am 8. Juni 1913. »Hindernislaufen der Leibgarde« (oben); »Abzug der Fahngruppen« (Mitte); »Die Turner huldigen dem Kaiserpaar« (unten)



### Körperzucht

Eine Besonderheit des ›Deutschen Stadions‹ war, dass es das moderne deutsche Volkstum nicht nur ästhetisierte. March – ein Anhänger der Rassenstudien Arthur de Gobineaus (1816–1882)<sup>1224</sup> – war überzeugt, dass die Engländer durch ihre Sportwettkämpfe »im Laufe von Generationen einen bestimmten Menschentypus geschaffen« hätten; generell wäre in sporttreibenden Nationen, »die einer systematischen Körperbildung huldigen, nicht nur eine Verschönerung in Wuchs und Haltung, die für die ästhetische Erscheinung unserer Umwelt sehr wesentlich ist, sondern auch eine Steigerung der von dem körperlichen Kraftbewußtsein getragenen, für ein tüchtiges Auftreten im praktischen Verkehr unerlässlichen geistigen Energie« zu beobachten.<sup>1225</sup> Mit dem Wunsch, dass in Deutschland »durch Körperübungen und Wettkämpfe ein neues stahlhartes Geschlecht heranwüchse« (Schultze-Naumburg 1915),<sup>1226</sup> stand March im Heimatschutz nicht allein und auch deutschen Olympiafunktionären wie Diem waren eugenische Gedankengänge nicht gänzlich fremd. Dieser schrieb 1920:

»Erst muß der Sport im Volkstum Wurzel gefaßt haben, Teil inneren Volkslebens werden, dann entwickeln sich die Beziehungen zur Kunst von selbst. Möge auch bei uns in edler Körperzucht eine Menschenrasse erstehen, gleich geadelt durch Kraft, Schönheit und musische Bildung, dann wird diese Rasse auch ihre Nachschöpfer finden, und die griechischen Männergestalten, ›die herrlichsten Menschen, die die Kunst aller Zeiten geschaffen hat‹ (Furtwängler), werden erreicht und übertroffen werden von den Künstlern deutscher Abkunft in unserer späteren Blüte deutschen Sports.«<sup>1227</sup> (Abb. 75)

Die Eugenik auf Basis der Rassenlehre Chamberlains sakralisierte Diem gar zum »heiligen Gesetz der Menschwerdung«.<sup>1228</sup> Solche Ideen zirkulierten nicht nur in der deutschen Olympiabewegung. Selbst Coubertin lag dieses Gedankengut wohl nicht fern. Den Olympischen Sport empfahl er in seiner preisgekrönten Ode als eugenische Einrichtung: »veredelst Du des Menschen Rasse, / Weisst kranke Keime zu ersticken und Flecken auszuwischen, / Die ihre Reinheit zu vergiften drohen«.<sup>1229</sup> Durch Züchtung und Erziehung sollte der National- beziehungsweise ›Rassekern‹ an das eigene volkstumsorientierte Ideal angenähert werden, das angeblich den tieferen Schichten der Kultur zugrunde lag. Der Wettkampf wäre zu diesem Zweck hervorragend geeignet, da hier angeblich eine größere Gerechtigkeit als in anderen Bereichen herrsche.

Das Zuchtmotiv wurde in der Grunewaldanlage quasi gedoppelt. Der *Union-Club* entstand nach dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866. Ziel der Vereinsgründung war es, die Qualität der deutschen Pferdezucht zu verbessern und damit die ›vaterländische Wehrkraft‹ zu erhöhen. Pferde waren in dieser Zeit ›Kriegsgeräte‹, und die Rennbahn war unter anderem auch ein Ort ihrer Qualitätskontrolle.<sup>1230</sup> Beide Kampfbahnen – das Stadion und die Pferderennbahn – dienten demnach auch militärischer Zucht.

### Gegenmodell: Arbeiterolympiaden

Tritt die weltanschauliche Bindung der bürgerlichen Olympiabewegung in der Entwurfsanalyse ihrer Wettkampfstätte schon deutlich hervor, gewinnt ihr Profil noch